

Nichtmännlichkeit und Nichtarbeit – Prekärwerden des Männlichen im ländlichen Raum Brandenburgs

Eine Gruppenwerkstatt¹ im ländlichen Brandenburg, weit in der Peripherie fernab des Speckgürtels um Berlin: Gefragt nach ihren Assoziationen zum Begriff "Männlichkeit" wird dieser von zwei der teilnehmenden Ein-Euro-Jobber mit "stärkeres Geschlecht", "Muskeln", "Sex" und "Arbeit" charakterisiert. Der starke Rückbezug auf Körperlichkeiten gepaart mit Arbeit verbleibt als vermeintlich 'Natürliches' und somit Vorsoziales, den Befragten als imaginäre Vergewisserung von Männlichkeit. Inwieweit diese Versprechen ihre stetige Aktualisierung durch die Praxis einhalten, bleibt fraglich. 'Arbeit', verstanden als Erwerbsarbeit oder gar als (westdeutsches) idealiter 'Eineinhalb-Personen'-Normalarbeitsverhältnis, entzieht sich hierfür als Ressource, büßt aber ihre normative Strahlkraft nicht vollständig ein. Identifiziert man mit Scholz (2004) Erwerbsarbeit als die zentrale Praktik zur narrativen (Re-)Konstruktion von Männlichkeiten, so öffnet sich hier ein Spannungsfeld zwischen Ideal und Praxis, dessen Enden zu weit gesteckt scheinen, als dass sie sich ohne weiteres auch nur annähernd miteinander in Verbindung setzen ließen. Denn die arbeitsmarktliche Perspektivlosigkeit vor Ort ist den Einzelnen spürbar bewusst und der Ein-Euro-Job wird, wie ein Teilnehmer deutlich macht, durchaus als "Eingliederung in die Arbeitslosigkeit" verstanden. Männlichkeit wird vor diesem Hintergrund ambivalent besetzt – einerseits als Rekurs auf den potenten, starken Körper, welcher sich dennoch lediglich in Bezug auf Weiblichkeit als "stärker" wahrnehmen lässt, aber auch als Kombination aus "Verantwortung", "Dummheit" und "Stress", wie es ein anderer Teilnehmer assoziierte. Während Erwerbsarbeit also demzufolge nach wie vor als basales Accessoire hegemonialer

¹ Im Rahmen des Lehrforschungsprojekts "Topographien sozialer Unbestimmtheit" am Lehrstuhl für Frauen- und Geschlechterforschung der Universität Potsdam wurden von uns, gemeinsam mit vier weiteren Studentinnen, sechs Gruppenwerkstätten mit Ein-Euro-Jobbern, einer schwulen und einer Anti-Hartz IV-Gruppe durchgeführt. Gruppenwerkstätten verbinden hierbei eine thematische Gruppendiskussion mit Begriffsassoziationen und Collagen – und somit diskursive Momente mit eigenständig zu erstellenden Bildern, die nicht notwendig den linearen Prämissen der Sprache folgen, sondern Formen einer eher an den konkreten Bedingungen der Praxis orientierten Relationalität ins Spiel bringen.

Männlichkeit präsent bleibt, scheint ihre Unerreichbarkeit zugleich eben jene hegemoniale Männlichkeit als "generatives Prinzip" (Meuser 2006b: 162) auszuhebeln.

Männliche Herrschaft und Hegemoniale Männlichkeit – Konzepte der Männlichkeitsforschung

Begreift man Weiblichkeit und Männlichkeit als geschlechtliche Habitus, welche durch homologe Unterscheidungen vermittelt und beständig reproduziert werden, so führt insbesondere die Unterteilung in Produktion und Reproduktion und deren jeweilige naturalisierte Vergeschlechtlichung zur Herausbildung und handelnden Aktualisierung von "zwei verschiedene[n] Klassen von Habitus [...] in Gestalt gegensätzlicher und komplementärer körperlicher *hexis* und in Form von Auffassungs- und Einteilungsprinzipien - mit dem Effekt, daß alle Gegenstände der Welt und alle Praktiken nach Unterscheidungen klassifiziert werden, die sich auf den Gegensatz von männlich und weiblich zurückführen lassen." (Bourdieu 2006: 56f.) Die Perpetuierung "männlicher Herrschaft" (ebd.: 63) geht hierbei mit jener Unterscheidung bzw. der ihr symbolisch inhärenten Asymmetrie zuungunsten des Weiblichen sowohl auf struktureller und institutioneller Ebene, als auch auf Ebene der inkorporierten Habitus und deren Alltagspraxis einher. Männliche Herrschaft aktualisiert sich hierbei – trotz der ihr zugrundeliegenden binären Relationalität (vgl. ebd.: 46) – insbesondere auf homosozialer Ebene in den "ernsten Spielen des Wettbewerbs" etwa der Wirtschaft oder der Politik, in welchen sich Männer als "Partner – Gegner" (ebd.: 83) gegenüberstehen, während Frauen in der Funktion "schmeichelnder Spiegel" als Männlichkeit bestätigendes Publikum und Trophäen von den Spielen an sich ausgeschlossen bleiben.

Hegemoniale Männlichkeit, nach Connell (2006) als idealtypisches Orientierungsmuster für soziale (Geschlechter-) Praktiken zu verstehen, welches dem *doing masculinity* der meisten Männer bewusst/unbewusst zugrunde liegt, erscheint in Verknüpfung mit Bourdieus Habitusstheorie "als generatives Prinzip der Konstruktion von Männlichkeit [...], das sich gleichermaßen, wenn auch in unterschiedlicher Ausprägung, sowohl in perfekten Verkörperungen hegemonialer Männlichkeit (so es diese überhaupt gibt) als auch in den sehr viel häufiger verbreiteten untergeordneten Männlichkeiten auffinden lässt." (Meuser

2006a: 108) In einer zweifachen, relationalen "Distinktions- und Dominanzlogik" (Meuser 2006b: 161) umfasst sie eine kontingente, aber dennoch jeweils normative Konfiguration von Geschlechtspraktiken, welche die Dominanz von Männern gegenüber Frauen, aber ebenso eine Hierarchie unter Männern bzw. gegenüber nonhegemonialen Männlichkeiten garantiert. (Vgl. Connell 1987: 183) Das homosoziale Machtgefälle speist und aktualisiert sich hierbei innerhalb der bestehenden Geschlechterordnung, deren normatives Zentrum die jeweils hegemoniale Männlichkeit bildet. Sie verläuft von untergeordneten, oftmals durch 'Effeminisierung' aus der homosozialen Gruppe der 'richtigen' Männer ausgeschlossene Männlichkeiten² hin zu Männlichkeiten, welche hegemoniale Männlichkeit zwar nicht (vollständig) in ihrem Handeln realisieren können, jene aber "komplizenhaft" (Connell 2006: 100) als Orientierung und Legitimierung ihrer sozialen Praktiken stützen und sich hierdurch befähigen an der "patriarchalen Dividende" (ebd.)³ des bestehenden asymmetrischen Geschlechterverhältnis teilzuhaben.

Connell zufolge stellt nun innerhalb der "derzeitigen westlichen Geschlechterordnung (...)" die wichtigste Achse der Macht die allgegenwärtige Unterordnung von Frauen und die Dominanz von Männern" (ebd.: 94; vgl. ebd. 1987) dar, welche sich anhand des in Beziehung zur jeweils hegemonialen Männlichkeit strukturierten sozialen Geschlechts beständig materialisiert und reproduziert⁴. Demgegenüber betont Meuser (2006a; 2006b) die Bedeutung von Homosozialität zur (Re-)Produktion eines "männlichen Geschlechtshabitus" (Meuser 2006a: 121). So manifestieren sich geschlechtliche Habitus zwar durchaus auch anhand einer "Dimension der Differenz" (ebd.: 122), verstanden als Strategie einer Festschreibung der hierarchischen Dichotomie zwischen Männern und Frauen, insbesondere aber in einer "Dimension der Ungleichheit" (ebd.) bezüglich individueller genusgruppeninterner Positionierungen. Primär geprägt durch die soziale Praxis bzw. die Standards des Wettbewerbs gesellschaftlicher Eliten (vgl. Meuser 2006b: 169) bildet hegemoniale Männlichkeit demzufolge den Spieleinsatz (ebd.: 168) in homosozialen

² Ein Extremum bildet etwa männliche Homosexualität.

³ Connell bezeichnet hiermit die Privilegierung von Männern gegenüber Frauen (und auch marginalisierten, effeminierten Männern) bezüglich Macht, Sozialprestige und ökonomischer, wie auch ideeller Ressourcen. (Vgl. Connell 2006: 103)

⁴ Die der jeweils hegemonialen Männlichkeit komplementäre "emphasized femininity" (betonte Weiblichkeit) beinhaltet demnach das Einverständnis mit der eigenen, biologistisch begründeten Unterordnung und eine Orientierung an den (vermeintlichen) Wünschen und Interessen des dominanten Männlichkeitsideals (Vgl. Connell 2005: 848; Connell 1987).

Beziehungen und Positionierungen: Nicht durch ihre alltägliche, individuelle Realisierung, sondern in der wechselseitig verpflichtenden Orientierung an ihr gewinnt sie in den Spielen des Wettbewerbs ihre normative Strahlkraft, und befördert zugleich sowohl eine Abgrenzung gegenüber Frauen, als auch genusgruppeninterne Hierarchisierungen. Vor diesem Hintergrund ist Männlichkeit (wie auch Weiblichkeit) sowohl singular, als auch plural zu denken: Ausgehend vom und basierend auf dem männlichen Habitus generieren sich insbesondere in Verschränkung mit der jeweils individuellen Milieu- und Generationszugehörigkeit, der eigenen biographischen Entwicklungsphase und familiären Situation durchaus verschiedene Praxiskonfigurationen von Männlichkeit. (Vgl. Meuser 2006a: 120) Trotz dieser Varianz der Artikulations- bzw. Erscheinungsformen von Männlichkeit dient Geschlecht genusgruppenintern allerdings nach wie vor als ein "konjunktiver Erfahrungsraum, der für die, die in ihm leben und handeln – trotz Trennlinien und Unterschiede – fundamentale Gemeinsamkeiten schafft." (Ebd.: 311) Geschlechtlichkeit manifestiert sich demnach in der sozialen Praxis zwar variierend, diese ist aber gleichzeitig stets an dem es erzeugenden Prinzip des geschlechtlichen Habitus ausgerichtet, ohne dass dies den Geschlechtsakteuren unmittelbar bewusst sein muss. Vielmehr ist insbesondere der männliche Habitus um alles Geschlechtliche "bereinigt": Was Männer tun ist was man tut.⁵ Sobald diese individuelle und kollektive Ausblendung der Geschlechtlichkeit aus der männlichen Praxis nicht aufrechtzuerhalten ist, verliert die eigene Position im Geschlechterverhältnis an Kohärenz und wird (grundlegend) hinterfragbar, was zu habituellen Verunsicherungen führen kann.⁶

Undoing Masculinity – Eine Collage

⁵ Meuser spricht hier gar von einer "Hypostasierung des Männlichen zum Allgemein-Menschlichen" (Meuser 2006a: 313; vgl. auch ebd.: 122).

⁶ So geht Meuser davon aus, "daß sich Lebenslagen von Männern vor allem danach unterscheiden, inwieweit sie durch eine geschlechtsbezogene habituelle Sicherheit gekennzeichnet sind" (Meuser 2006a: 112).



In der letzten Arbeitsphase der Gruppenwerkstatt, die wir im Sommer 2007 im brandenburgischen Weinsberg⁷ durchgeführt haben und die wir hier vor allem präsentieren möchten, forderten wir die TeilnehmerInnen auf, Collagen aus bereitgestellten Zeitschriften zu erstellen, in denen sie ihr Bild von der eigenen Zukunft entwerfen. Maik, ein junger Vater Anfang zwanzig, der wie die anderen TeilnehmerInnen der Gruppenwerkstatt zu einem 1-Euro Job verpflichtet worden war, fertigte dabei eine Collage an, die wir unter dem Gesichtspunkt männlicher Selbstkonstruktion und Erwerbsarbeit für äußerst aufschlussreich halten.

Unter der Überschrift "So könnte es sein. Meine Zukunft" spannt sich jene, einem Brettspiel ähnlich, zwischen einem mit "Start" und einem mit "Das Ende" betitelten Photo auf. Ausgehend vom Start scheinen hierbei fast alle Bilder linear aufeinander zu verweisen, wobei ein mit "Arbeitswelt" betiteltes Bildensemble eine im Collagenaufbau exponierte Position als Mittelpunkt und Mittler einnimmt: Auf den Ausschnitt einer Weltkarte sind hier eine Abbildung von Geldscheinen und Photos von vier Personen geklebt. Während das Geld überschriftsartig über den oberen Rand der Weltkarte hinausweist, sind die Personen miteinander durch gezeichnete Linien verbunden und durch berufsspezifische Kleidung in

⁷ Alle Orts- und Personennamen wurden anonymisiert.

ihrer Zugehörigkeit zu männlich konnotierten Berufsgruppen markiert⁸, welche zugleich als eher gering qualifiziert und bezahlt gelten dürfen. Dies korrespondiert mit dem niedrigen Geldbetrag, der zwar durchaus als Symbol für Geld an sich zu sehen ist, zugleich aber ebenso auf die Erwartung eines eher niedrigen Einkommens verweist. Die Variabilität der genutzten Berufsdarstellungen lässt hierbei keine konkrete berufliche Selbstverortung, sondern vielmehr arbeitsmarktliche Flexibilität auf einer unteren Gehalts- und Statusstufe erkennen. Gleichzeitig wird durch den ausgewählten Ausschnitt der Weltkarte, nämlich Afrika, Indien und Zentralasien, ein Hinweis auf eine vorgestellte radikale ortliche Mobilität gegeben. Mobilität scheint aber auch die Voraussetzung zu sein, um überhaupt ins Zentrum der Collage, die Arbeitswelt, zu gelangen – und vor allem um durch dieses Nadelöhr die andere Collagenseite zu erreichen. In den Worten des Teilnehmers: "Mit der Mobilität steigt man in den Beruf ein. Arbeitet mal hier, mal da. Verdient sein Geld, kriegt mal irgendwann seine Familie mit schönem Idyll". Eine Integration in die "Arbeitswelt" und deren Mobilitäts- und Flexibilitätsanforderungen gilt demnach als notwendige Bedingung für ein Leben im schönen bzw. "Friedlichen Idyll", um welches herum sich in der Collage ausgehend von der "Arbeitswelt" zwei auf "Das Ende" weisende lineare Möglichkeitspfade, einmal über familiäre Bindung, das andere Mal über "Krankheiten", auf tun.

Zugleich unterläuft die Situation des Teilnehmers vehement die von ihm artikulierte Linearität, er hält sich nicht an die von ihm formulierten Spielschritte. Als arbeitsloser Anfang Zwanzigjähriger mit Familie aus einem kleinen Dorf in Brandenburg verweigert er sich zunächst der von ihm als zentrales Element angeführten Mobilität – er bleibt. Der von ihm beschriebenen Logik seiner Collage folgend entfällt somit die Arbeitswelt als Mittler und Bedingung für Inklusion und ein Leben im "Friedlichen Idyll". Liest man allerdings jenes als Start und Zentrum der Collage, so scheinen Zyklen der arbeitsmarktlichen (prekären) Inklusion und Exklusion auf, in denen er vom Ende zum Start zum Zentrum und wieder zurück gelangen kann, ohne dass dies seine Position im "Idyll" mit Familie in Brandenburg nennenswert tangiert. Der Teilnehmer verbleibt mit der Betonung der Zentralität und Alternativlosigkeit von Erwerbsarbeit für einen linearen, inklusionsverheißenden Zukunftsentwurf zwar zumindest ideell orientiert an hegemonialer Männlichkeit. Demgegenüber dehnen sich allerdings in seiner alltäglichen Praxis die von ihm gedachten Möglichkeitspfade auf zu einem eben auch ohne Mobilität und Arbeit erreichbaren

⁸ So sind drei der abgebildeten Männer als Müllmann, Feuerwehrmann und Bauarbeiter zu erkennen.

Möglichkeitsfeld. Das "So könnte es sein" erscheint dann als ein sich nicht gegenseitig ausschließendes "Kann", ohne dass die hierfür benannten Bedingungen notwendigerweise erfüllt werden müssen – und damit einher geht eben nicht notwendigerweise eine tatsächliche Orientierung an hegemonialer Männlichkeit. Vielmehr tut sich zwischen formulierter Linearität und alltäglicher Praxis eine Leerstelle auf, die eben nicht ohne weiteres in Männlichkeit übersetzt werden kann. Bildet nun hegemoniale Männlichkeit den Spieleinsatz, "die Münze, mit der Distinktionsgewinne in der homosozialen Gemeinschaft erzielt werden" (Meuser 2006b: 168) können, so scheint es hier, dass diese gar nicht erst gesetzt wurde. Denn in der Arena der ernstesten Spiele des Wettbewerbs, deren Ecken markiert sind mit den normativen Verheißungen etwa eines Normalarbeitsverhältnisses, patriarchaler Familienverhältnisse, Aktivität und (emotionaler und sozialer) Autonomie, verspricht ein Sieg – oder zumindest keine Niederlage – die punktuelle Wiederherstellung des eigenen Gefühls von Kohärenz. Das formulierte Bedürfnis hiernach besteht, der Eintritt in die Arena der Männlichkeit erfolgt, aber dann verharrt der Einzelne im Sowohl-als-auch und Weder-noch, dann spielt er nicht, sondern zaudert übervoll von Möglichkeitsversprechen.⁹ Weggehen oder Bleiben, Amerika oder Familie oder Arbeit oder Gemeinschaft oder Kontrolle durch die ARGE oder Strategien um sich gegenüber dieser zu behaupten oder 1-Euro-Job oder Sicheinrichten in den Bedingungen oder Kameramann werden oder... – Da steht Mann dann und der Moment wird sehr lang, und die Zukunft ein diffuses Vielleicht in weiter, weiter Ferne. (Vgl. Bourdieu 1998)

Praktische Logiken zwischen Arbeit und Arbeitslosigkeit

Andrea war nicht in Weinsberg, sondern machte eine Ausbildung als Zahntechnikerin in einer norddeutschen Großstadt, als sich die U-Bahn-Tür nicht mehr schließen ließ, immer wieder ging sie auf und zu, weil ein Unbekannter plötzlich umgefallen war und nun in ihrer Mitte lag. Die anderen Fahrgäste, berichtet sie empört, seien einfach über ihn hinweg

⁹ Die Frauen hingegen haben sich teils nicht um Zuschauerplätze bemüht, teils betrachten sie die Spiele nur mit halber Aufmerksamkeit, während sie zugleich hauptsächlich mit der Aufrechterhaltung der Arena beschäftigt sind.

gegangen, ohne auch nur hinzuschauen. In der Großstadt würde sich eben keiner für den anderen interessieren. "Aber is doch hier genau so" wendet Janine ein: "Wenn dir hier wat passieren würde, die würden auch nischt machen". Dennis sieht das nicht anders. Andrea hingegen versucht die Angelegenheit klarzustellen: "Nee, also. Ick hätte dit nicht so erlebt". Und Stefan fügt unterstützend hinzu: "Ick globe ja nich". Doch Janine hat aus erster Hand anderes zu berichten, sie musste schmerzlich erfahren, dass die Gemeinschaftlichkeit des ländlichen Lebens, die Andrea und Stefan so deutlich zu spüren meinen, brüchig ist: "Also ick habs och selber erlebt. Ick hab nen Unfall gehabt. Ick stand anna Straße und keine Sau hat geholfen. Ob ick da mit Kind stand oder nicht." Ob der Unfall schwer war, fragt jemand aus unserer Projektgruppe nach? "Nja, uns is nischt passiert, aber dit Auto war Totalschaden. Und meine Tochter. Wie alt war se, zweieinhalb hat ick noch aufm Arm. ja. Hier inna Stadt. Dass da mal jemand gefragt hat. wie gehts euch? Wat is passiert? Oder so. Die Leute gucken von weitem, fahrn langsamer umzu gucken Aber das da mal jemand anhalten hat." Angst sei das Problem, führt sie aus, die Leute wollen eben nichts falsch machen und im Endeffekt tun sie dann lieber gar nichts. Janines Eindruck scheint nicht unbegründet. Es stellt sich heraus, das außer Janine niemand, bis auf Einen, mit Sicherheit sagen kann, dass er oder sie wirklich anders gehandelt hätte. "Ick bin och schon mal weiterjefahren. Ohne Scheiß. [...]" Und da halt ich nicht an." so Britta. Und Andrea, deren Lobeshymnen auf die ländliche Gemeinschaft noch in den Ohren klingen, gibt sich ebenfalls zurückhaltend: "Ja und nachher hat man wat falsch gemacht und der stirbt und dann macht man sich ewig Vorwürfe". Die kurze Diskussion über Hilfsbereitschaft am Wegesrand ist eine der dichtesten Sequenzen unserer Gruppenwerkstatt in der brandenburgischen Kleinstadt Weinsberg, vor allem natürlich, weil Janine hier von etwas zu erzählen beginnt, was ihr immer noch nachgeht: eine Hilflosigkeit und Verlassenheit, die sie da am Straßenrand erlebt hat, die ihr Verhältnis auch zu den anderen TeilnehmerInnen der Gruppenwerkstatt zu prägen scheint. Der Riss, der sich hier in der Gruppe zeigt, betrifft nicht nur die Frage des Anhaltens, er tritt immer wieder hervor. Vor allem wenn es um den Zeitpunkt des Kinderkriegens geht. Maik und Janine sind bereits Eltern, ihnen wirft Andrea, die Wortführerin der Gruppe implizit vor, vor allem Sozialleistungen in Anspruch nehmen zu wollen. Janine ist tatsächlich diejenige in der Gruppe, die ihren 1-Euro Job verteidigt; die das Gefühl hat, etwas sinnvolles zu tun und etwas zu lernen. Die Perspektive Normalarbeitsverhältnis rückt da beinahe in den Hintergrund. In ihrer Darstellung wird der 1-Euro Job zu einer Entscheidung, die sie selbst

getroffen hat: "Ick bin jelernte Köchin, ick könnte sofort überall arbeiten. Aber es steht immer im Hinterhalt, die Schichtarbeit inna Küche und ja und dann dit Kind. Dann jehen wir wieder zurück zu Oma und Opa. Aber weiter weg? Da wirds schon schwierig." Für Andrea kommt wie gesagt eine Schwangerschaft noch nicht in Frage, weil sie meint, zuerst das nötige Geld zu brauchen, was für sie ganz selbstverständlich bedeutet: eine entsprechende Arbeit zu haben. Sie ist insgesamt diejenige, die ihren Wunsch nach Vollzeitarbeit am deutlichsten artikuliert, obwohl sie schon "gerne jung Mutter jeworden" wäre. So spricht sie davon, ihren Freund nach Holland "arbeiten zu schicken" oder ihr Kind "irgendwo abzugeben", wenn sie eine Arbeit hätte und entsprechende Betreuungsangebote vom Staat gesichert wären. Ihre Beschwörung des Normalarbeitsverhältnisses hat einen grundlegenden Makel: sie ist es ja, die der Großstadt den Rücken kehrte und in die brandenburgische Provinz zurückkam, dorthin, wo sie sich zuhause fühlt: "Schon was anderes, da wo die Heimat ist, hier ist man groß geworden, da ist alles vertraut, man kennt ja jeden und hat auch den Rückhalt, den man in der Großstadt alleene nicht hat. ick fand dit schon schwierig, wenn man dann 15 Minuten von zu Hause raus ist und dann stehste da in deiner eigenen Wohnung, musst dein eigenes Leben leben. So ganz alleene." Andrea weiß, was es bedeutet, Erwerbsarbeit in den Mittelpunkt der eigenen Lebensplanung zu stellen, Bindungen abubrechen und auf sich allein gestellt zu sein. Trotzdem verurteilt sie andere Frauen - und eine davon sitzt ihr mit Janine direkt gegenüber - die sich trotz Hartz IV auf eine Mutterschaft einlassen, um "gerade nicht arbeiten gehen zu müssen". Dieser innere Widerspruch lässt sich nicht direkt sondern nur stellvertretend lösen, indem die weibliche Andere gleichsam entworfen wie verworfen wird. Es ist sicherlich nicht zufällig, dass einige Indizien darauf hindeuten, dass Andrea und ihre Freundin Britta eher den Etablierten innerhalb der Dorfgemeinschaft zugehören, während Janine und Maik eher zu den Außenseitern zählen. Die Gemeinschaftlichkeit, auf die Andrea sich bezieht, das macht sie während der Gruppendiskussion des Öfteren deutlich, gehören Janine und Maik jedenfalls nicht unbedingt an.

Die Analogie beider Konflikte ist recht deutlich: das Weiterfahren, das Nicht-Einlassen auf das Unerwartete, Unkontrollierbare am Straßenrand und die klare Prioritätensetzung, was den Zusammenhang von Normalarbeitsverhältnis, Kinderbekommen und sozialer Ausgrenzung angeht. Andrea, also diejenige, die sich über die Anonymität der Großstadt beklagt hat, ist es nun, die kein größeres Problem damit zu haben scheint, dass sich ihr

Verhalten auf dem Land im Grunde nicht von dem der Großstädter unterscheidet. Auf dem Land ist es dennoch schöner als in der Stadt. Punkt. Sonst wär man wohl kaum hier. Da lässt sie sich nicht irritieren. Gibt es denn überhaupt eine andere Möglichkeit, gibt es ein Anderes des Weiterfahrens? Maik ist sich da ziemlich sicher: Anhalten.

Aber trotzdem, wenn ick da nen Auto stehen seh, daneben steht ne Mutter mit nem Kind, da würd ick doch erstmal sagen: Mensch steht doch sicherlich unter Schock oder so. Wenn man weeiß den beeden geht et gut, dann fährt man halt weiter. Die fünf Minuten Zeit hat ja wohl jeder in der Stadt.

Diese Gegenüberstellung von Etablierten und Außenseitern, Weiterfahrern und Anhaltern wird allerdings etwas unüberschaubarer, wenn man bedenkt, dass es sich hier ja um eine Gruppe von 1-Euro Jobbern handelt und ein Normalerwerbsverhältnis in Weinsberg selbst weitgehend aussichtslos zu sein scheint. Andrea jedenfalls, die ja in ihrer Lebensplanung auf die Perspektive Normalarbeitsverhältnis besteht, kommt da einigermaßen ins Schleudern:

Also nach meinen ersten zwee Tagen im VR, bin ich nach Hause gegangen, hab gesagt da geh ich nich nochmal hin. Dit is so langweilig. Wenn dann will ich für die 1,10 auch wenigstens was tun, ja. Aber die Möglichkeit hast ja jar nich. Is n kleines Internetcafé. Und hier ham wir, weeiß ick nicht 10000 Einwohner wens hochkommt. [...] Ich sag mal so, wenn ich schon was tu, dann möcht ich dafür wirklich was tun können und nich den janzen Tag abchillen. Weil meine Zeit kann ich zu Hause auch besser verplempern als da hinzugehen.

Bevor sie das arbeiten nur vorspielt, möchte sie lieber gleich zu Hause bleiben. "Na Unkraut ziehen willstest aber auch nich, wa." entgegnet Britta. Da gibt ihr Andrea Recht, schließlich geht es ihr unter anderem darum, einer richtigen Tätigkeit nachzugehen, anstatt sich die zeitstrukturierende Kraft der Arbeit entgehen zu lassen. Am Band bei Vobis, da hätte man wenigstens richtig was zu tun und "da kriegstest dein Jeld" fügt Dennis hinzu. Aber solange ihr Arbeitsplatz keine der an ihn gerichteten Erwartungen erfüllt, ihr weder über den Tag hilft, noch Anerkennung einbringt, sondern nur gähnende Leere und Langeweile verursacht, sei es zu Hause einfach "innovativer". Schließlich kann man dort "wenigstens gucken, mich mit Leuten treffen und richtig". Maik überzeugt das nicht: "Ob du nun am PC sitztest oder zu Hause am PC sitztest, is doch eh egal." Eine solche Einebnung von Arbeit und Privatsphäre hat nichts mit der gleichlaufenden Entgrenzung von Arbeitszeit und -platz oder der aktivierenden

Emotionalisierung des Betriebsklimas zu tun – also all jenen Totalisierungsbestrebungen der Arbeitswelt, in deren Zeichen es zu den Hartz-4 Reformen und der Politik des sogenannten ‚aktivierenden‘ Sozialstaats gekommen ist. Die Disziplinierung all jener, die nicht mehr über das Normalarbeitsverhältnis gesellschaftlich ‚integriert‘ werden können, schlägt hier in etwas anderes um: in eine praktische Logik, in der Arbeit auf unentscheidbare Weise zugleich beginnt und endet. Arbeit hat – trotz aller Beschwörungsformeln und dem ungläubigen Kopfschütteln, dass die von uns gestellte Frage, ob denn ein Leben ohne Arbeit vorstellbar wäre, hervorruft – in dieser Gruppenwerkstatt offenkundig jede Selbstverständlichkeit verloren. Sie erscheint als ein widersprüchliches Ensemble von uneingelösten Versprechen, nichterfüllbaren Erwartungen, dem sich mitunter einstellenden "Gefühl etwas zu lernen" und unerträglicher Langeweile. Es ist gerade die Harz 4-Gesetzgebung, die diese uneindeutige Verortung des 1-Euro Job zwischen Arbeit und Untätigkeit (wie sie im Internetcafe sehr deutlich wird) hervorbringt, lässt strukturell und institutionell die Menschen in einer Zwischensituation verharren. Doch gerade diese Zwischensituation stellt die permanent vom Arbeitsamt reproduzierte semantische Differenzierung zwischen Arbeit haben und keine Arbeit haben in Frage. Insofern ist die Praxis aller an der Gruppenwerkstatt beteiligten 1-Euro Jobber von der Unmöglichkeit gekennzeichnet, sich in die binäre Struktur der (männlichen) Arbeitsgesellschaft von Arbeit versus Arbeitslosigkeit einzuschreiben.

Die Vorstellung, ein Normalarbeitsverhältnis könnte aus dieser paradoxen Konstellation herausführen, besteht zwar nach wie vor: "Man hofft ja immer noch, ne" sagt Andrea. Auf die Frage, ob sich durch den 1 Euro Job eine weitergehende Perspektive auftun würde, antwortet sie aber: "nja, das hat keine Zukunft. Ich mein, wir ham ja nicht die Möglichkeit, dass wir im VR irgendwann ne Vollzeitstelle kriegen. Das ist eigentlich nur Beschäftigungstherapie, ja. Das ist eigentlich mehr frustrierend als alles andere. Sozusagen". Dann muss sie lachen.

Die Perspektive eines Normalarbeitsverhältnisses ist zumeist gekoppelt an die Notwendigkeit, wegzugehen. Zwar stehen die Perspektiven in Weinsberg schlecht, aber die TeilnehmerInnen der Gruppenwerkstatt berichten von der Möglichkeit den Ort zu verlassen und anderswo Arbeit aufzunehmen. Insofern ist der 1-Euro Job in Weinsberg, dessen Sinnlosigkeit von den meisten beklagt wird, durchaus eine praktische Stellungnahme und zwar gegen die soziale Normalitätserwartung Erwerbsarbeit, gerade indem man sie mit der

Hinnahme des 1-Euro Jobs erfüllt.

Es gab im Rahmen der Gruppenwerkstatt in Weinsberg aber noch andere praktische Stellungnahmen. So distanziert sich Ralf von der Gruppenwerkstatt selbst, die ja gewissermaßen Teil des 1-Euro Jobs war: Die Teilnahme war nicht obligatorisch, sie galt aber als Arbeitszeit. Ralf ist an diesem Tag mit einem Thor-Steinar Pullover erschienen und verbringt die meiste Zeit damit, auf seinen Stift zu starren, den er ohne Unterlass auf die Tischplatte klopft. Allerdings gibt es ein Thema, bei dem sich sein Desinteresse plötzlich auflöst und er sich an der Diskussion beteiligt. Als es um Männlichkeit geht ist Ralf dabei. Dass Maik neben Verantwortung und Stress auch Dummheit mit Männern assoziiert, möchte Ralf so nicht stehen lassen, energisch wendet er deshalb ein: "schreib doch gleich Alkohol". Brittass Assoziationen gefallen ihm hingegen merklich besser. Sie hat ‚Liebe, Beziehung und Geborgenheit‘ aufgeschrieben und Ralf kommentiert honorierend: "Du bist ne Liebe, ne". Männlichkeit wird bei ihm zu einem Emblem der Distanz wie der Pullover, der auf die rechte Jugendkultur verweist, das ‚Muskeln, Sex, stärkeres Geschlecht‘, das ihm zu Männlichkeit einfällt oder der Leuchtturm, den er als sein zukünftiges Zuhause in seine Collage klebt. So bestätigt er auf unsere Nachfrage gleichermaßen emotions- wie kompromisslos, dass er Bewerbungen nicht nur nach Weinsberg und Umgebung verschickt hätte, sondern "überall hin". Bisher erfolglos.

Praktiken der Nichtmännlichkeit

Die eingangs beschriebenen Konzepte der "hegemonialen Männlichkeit" (Connell 2006) und der "männliche Herrschaft" (Bourdieu 2006) beschreiben Männlichkeit nicht nur als eine Konstruktionsmatrix im Bereich der Geschlechtsidentitäten, sondern vielmehr als eine universelle, alle Lebensbereiche bestimmende Form der symbolischen Ordnung. Diese soziale Ordnung ist dabei keine statische, ahistorische und damit unveränderliche Struktur, sondern konfiguriert und aktualisiert sich in einem permanenten Wechselspiel mit der sozialen Praxis.¹⁰ Dieses performative Wechselspiel zwischen Ordnung und Praxis führt

¹⁰ Vgl. hierzu Bourdieus Habituskonzept: "Der Habitusbegriff erlaubt es, diese tödliche Alternative [zwischen

einerseits zu einer permanenten Anpassung von Struktur und Praxis, löst aber weder die Ordnung in der Praxis noch die Praxis in der Ordnung auf, vielmehr konfrontiert die Praxis die symbolische Ordnung mit dem, was diese nicht fassen kann: ihrem konstitutiven Außen. Die soziale Praxis bildet damit jene nichtsymbolisierbaren Momente, die den Universalitätsanspruch der sozialen Ordnung in Frage stellen.

Die Ordnung einer männlichen Herrschaft ist somit nicht als universelles und in sich geschlossenes System, dessen Macht und Herrschaftsstrukturen innerhalb seiner ihm immanenten Logik verhandelt werden, zu sehen, sondern es sind gerade die Grenzen der Ordnung zum Nicht-Symbolisierbaren an denen ihre Kohärenz in Frage gestellt wird und an denen sie sich legitimieren muss. Männliche Herrschaft kann sich nur durch die permanente Anwendung von Gewalt, die das Außen und die eigene Relationalität negieren soll, als universelles System behaupten.

Die Angst mit dem Außen in Berührung zu kommen und ihm in Form eines unbekanntem Anderen zu begegnen, ihm gar durch Aufmerksamkeit einen Platz im Leben (und sei es nur im Auto) zu gewähren, wird an der eben beschriebenen Auseinandersetzung um Hilfsbereitschaft deutlich: Das Anhalten um einem am Straßenrand Verunglückten zu helfen würde den eigenen Handlungsverlauf so unterbrechen und beeinflussen, dass die Gefahr besteht seinen selbstbestimmten Weg nicht mehr fortsetzen zu können. Doch nicht nur diese Form der elementaren Hilfsbereitschaft (eine in der männlichen Herrschaft als weiblich (z.B. durch den Beruf der Krankenschwester) klassifizierte Tugend), vielmehr jegliche Form von Beziehungen scheinen die Konstruktion der eigenen Identität, wie sie von der männlichen Ordnung hervorgebracht wird anzugreifen und in ihrer Selbstbestimmtheit zu bedrohen. Männliche Subjektivität wird hier aufgrund ihrer dominanten und alleingültigen Position innerhalb dieser Herrschaft besonders stark in Frage gestellt. Gerade ihre Legitimation und Konstruktion basiert auf einem Männlichkeitsideal, das sich als kohärent, beziehungslos und universell imaginiert.¹¹ Sie bildet dabei jenen Moment in der Ordnung, in dem die Widersprüche einer kontingenten und inkohärenten Praxis zerstört und in die

Struktur und Individuum; d.V.] zu entgehen und gleichzeitig den Gegensatz zu überwinden zwischen dem Realismus, für den bloß das Individuum existiert (oder die Gruppe als Ensemble von Individuen), und dem radikalen Nominalismus, für den die 'gesellschaftlichen Realitäten' nur Worte sind." (Bourdieu 2001: 200)

¹¹ Unser Verständnis von männlicher Subjektivität, die sich in der symbolischen Ordnung als die einzig legitime Form konstruiert und auch nicht durch Andere Formen bedingt bzw. von ihnen abhängig ist, geht stark von den Überlegungen Luce Irigarays aus, auch wenn wir in einigen Punkten einer deutlich anderen Begrifflichkeit folgen. (Vgl. Irigaray 1991)

Kohärenz einer klar definierten Ordnung überführt werden. Denn, um auf das eben erwähnte Beispiel zurück zu kommen: nur wer die Regeln gesellschaftlicher Institutionen kennt (die klaren Handlungsanweisungen der stabilen Seitenlage), kann mittels ihrer Hilfe mit wenigen gekonnten Handgriffen diese Situation 'meistern' und damit das unvertraute Andere in den bekannten Raum der sozialen Ordnung überführen.

Eine Kritik an Männlichkeit ist somit immer auch eine Kritik an der negierten Beziehung zum Anderen. Beziehung verstehen wir nicht als Form der identitären Selbstvergewisserung, wie sie in den männlichen "Spielen des Wettbewerbs" zwischen "Partner-Gegnern" (Bourdieu 2006: 83) ausgetragen werden, also den Prozessen des Anerkennens und Anerkannt-Werdens, die zwar die Relationalität der Individuen betonen, ihren Modus als selbstidentitäres Wesen aber nicht in Frage stellen. Wir meinen vielmehr eine Offenheit für das Andere, das nicht Teil der Ordnung ist und nicht in sie aufgenommen werden kann. Es ist eine Offenheit, die zur Bejahung der Anderen als Andere führt aber auch zur Aufgabe der eigenen Kohärenz und Identität durch den Anderen, das eigene Selbst wird "von sich selbst abgebracht" (Butler) und scheitert permanent in dem Versuch seine autonome Identität zu behaupten. (Vgl. Butler 2007: 58f.)

Handeln, Tun, 'Doing' heißt immer, sich in diese Relationalität zu begeben, die das Subjekt übersteigt und auflöst und ist somit immer auch ein Nichthandeln, Nichttun, Undoing des Subjekts selbst. 'Undoing' bedeutet demnach nicht, die klassifikatorische Ordnung der männlichen Herrschaft hinter sich zu lassen oder ihre ungeheure Wirkungsmacht zu bestreiten, sondern sich der Erfahrung auszusetzen, dass ihre Anrufe widersprüchlich, ihre Versprechen unerfüllbar, die Praxis, die sie hervorbringt notwendig unscharf ist, kurz: dass sie nicht mit der Welt identisch ist, in der wir leben. Um dieses Verhältnis von Doing und Undoing kreist die soeben mit erheblicher Verspätung und unter etwas irreführendem oder zumindest einseitigem Titel erschienene Essay-Sammlung 'Undoing Gender' von Judith Butler. Hier geht es genau um diesen Übergang, um diese Ununterscheidbarkeit von Ordnung und Kontingenz, Selbst und Anderer in der relationalen Praxis.

Wenn Gender eine Art von Tun ist, eine unablässig vollzogene Tätigkeit, die zum Teil ohne eigenes Wissen und ohne eigenes Wollen abläuft, ist es aus dem Grunde nicht schon automatisch oder mechanisch. Im Gegenteil, Gender ist eine Praxis der Improvisation im Rahmen des Zwangs. Außerdem ‚spielt‘ man seine Geschlechtsrolle‘ nicht allein. Man ‚spielt‘ immer mit oder für einen anderen, selbst wenn dieser andere nur vorgestellt ist. Was ich als

das ‚eigene‘ Gender bezeichne, erscheint manchmal als etwas, dessen Urheber ich bin oder das ich sogar besitze. Die Bedingungen, die das eigene Gender kreieren, liegen jedoch von Anfang an außerhalb meiner selbst in einer Sozialität, die keinen einzelnen Urheber kennt (und die Idee der Urheberschaft selbst grundlegend in Frage stellt). (Butler 2009: 9)

In der Collage von Maik haben wir eingangs beschrieben, wie er sich gerade nicht als ein autonomes, selbstidentitäres Individuum bezeichnet: Sein Lebenslauf ist kein lineares Fortschreiten, sondern in sich verzweigt, brüchig und mehrdeutig. Sowohl die Collage, als auch seine Lebenssituation zwischen Erwerbsarbeit und Familie ist nicht auf *ein* Ziel gerichtet. Vielmehr entwirft er einen Möglichkeitsraum, in dem die Entscheidungen noch ausstehen, er dem Undoing quasi stattgibt. Er löst jene komplexen Anforderungen der sozialen Praxis nicht in lineare Handlungsketten aus. Das 'Erst-Arbeit-dann-Kind', das Andrea als Handlungsmaxime für ihre Zukunftsgestaltung erhebt (und das paradoxer Weise auch bei ihr zum Nichthandeln führt), löst sich bei Maik in den komplexen Alltagspraktiken zwischen 1-Euro-Job und junger Vater auf. An der Hoffnung, einmal einen besseren Job zu bekommen, hält er aber fest. Ob er auch anderswo arbeiten würde fragen wir. Und Maik antwortet: "Ja, müsst ich erstmal selber hin". "Verantwortung und Stress", beides hat er zu Männlichkeit assoziiert, scheinen seine Erwerbsorientierung zu bestimmen, die er gleichzeitig bejaht und unterläuft – oder eher: die er unterläuft, indem er sie bejaht. Es ist ein Sowohl-als-auch, das sich zu keiner Seite hin auflösen lässt. Maiks Situation ist keine statische, er ist nicht erstarrt in einem Bereich jenseits sozialer Handlungsmöglichkeiten (einer Position, wie sie oft in der Debatte um die 'Überflüssigen' beschrieben wird (vgl. Bude/Willisch 2008)), sondern vielmehr handelt Maik permanent (Wie wäre die Situation als 1-Euro-Jobber und junger Vater auch als handlungslos zu beschreiben?), nur zeigt sich in Maiks Handeln, dass Handlung Nichthandeln ist, auch von Momenten des Innehaltens und Zaudern begleitet wird, denn "[w]o Taten sich manifestieren und wo Handlungsketten sich organisieren, wird ein Stocken, eine Pause, ein Anhalten, eine Unterbrechung markiert." (Vogl 2007: 24) Handeln ist – und so zeigt es sich deutlich bei Maik – auch Nicht-Handeln; Momente der Passivität, des Handeln der Anderen schleichen sich in das eigene Handeln ein. Jene in Maiks Collage erwähnten Momente der Uneindeutigkeit sehen wir als Öffnungen in denen das Handeln des Anderen geschehen kann und damit der eigene Handlungsfluss unterbrochen wird.

Bezogen auf Conells und Bourdieus Konzeption eines männlichen Geschlechts, das sich in der Praxis konstruiert und in performativen Akten immer wieder reartikuliert, lässt sich nun Folgendes formulieren: Wenn wir Praxis, wie sich in der Gruppenwerkstatt und vor allem in der Betrachtung von Maiks Collage gezeigt hat, immer auch als relationale Praxis und insofern das Handeln der Anderen begreifen müssen (vgl. Moebius 2008: 62ff.), dann konstruiert sich auch Geschlecht nie als selbstgenügsame Identität, sondern wesentlich in Bezug auf ein mir Äußerliches.¹² Männlichkeit ist somit immer von dem Konflikt zwischen einer beziehungsnegierenden Ordnung und einer auf das Andere bezogenen Praxis bestimmt. Die Konflikte zwischen der Aufrechterhaltung einer kohärenten Männlichkeitsvorstellung und den Erfahrungen sozialer Beziehungen, die wesentlich von Inkohärenz und Kontingenz gekennzeichnet sind, führen zu einem scheinbar unüberwindbaren Riss, ein Riss, der nicht nur die Selbstvergewisserung der eigenen Identität, sondern generell die Sinnversprechen der sozialen Ordnung unmöglich werden lässt. Wir sehen diesen Riss dabei weniger als das Zer-, sondern vielmehr als das Aufreißen sozialer Handlungsmöglichkeiten: Dort wo die männliche Ordnung nicht mehr als Kohärenzstiftendes Moment wirksam ist, können jene Praktiken erscheinen, die sich weder innerhalb, noch außerhalb des Subjektes, weder diesseits noch jenseits der männlichen Ordnung verorten lassen, sondern die gerade diese Grenzen unterlaufen, bzw. 'auflösen'. Wir wollen sie hier – auch aus Ermangelung eines besseren Begriffs – Praktiken der Nichtmännlichkeit nennen.

Nichtarbeit

Das Normalarbeitsverhältnis ist als soziale Institution Teil eines komplexen relationalen Gefüges, das unmittelbar zusammenhängt mit der Ordnung der Geschlechter: zu der eine bestimmten Form der familiären Arbeitsteilung und der sozialen und politischen Partizipation gehören.¹³ Arbeiten im Sinne des Normalarbeitsverhältnisses ist insofern immer

¹² Vgl. hierzu Judith Butler: "Oder stellt sich vielleicht noch heraus, dass das 'Ich', das sein Gender innehaben sollte, aufgelöst wird [is undone], weil es ein Gender ist, dass ein Gender immer aus einer Quelle stammt, die anderswo ist, und auf etwas gerichtet ist, das außerhalb meiner selbst liegt, und in einer Sozialität geschaffen wird, die nicht vollständig durch mich zustande kommt?" (Butler 2009: 32)

¹³ "Anders gesagt, die Integration durch und die Identifikation über Lohnarbeit wie die Partizipation an dem durch Lohnarbeit aufgebrauchten "Sozialeigentum" basieren auch auf einer spezifischen Organisation von Hausarbeit. Und alle drei sind im Geschlechterverhältnis vermittelt. Die Relationen lassen sich zwar als historisch gesehen nachteilig für Frauen und vorteilig für Männer erfassen, aber es handelt sich nicht um

auch 'Doing Masculinity'. Was wäre aber dann Nichtarbeiten? In den Mustern der Arbeitsgesellschaft (und teilweise auch der Debatte darum) ist Arbeitslosigkeit als binäres Gegenüber von Arbeit immer schon als Mangel, als Defizit, als Entleerung definiert. Weil nur Arbeit in der Lage ist, dem Leben einen Sinn zu geben, ist ein Leben in Arbeitslosigkeit sinnlos, es ist im Grunde gar kein Leben. Diese Dichotomie arbeitet vor allem an der Ausschließung von dem, was sich ihr entzieht, was also weder Arbeit noch Arbeitslosigkeit oder auch beides ist. Analog zu Nichtmännlichkeit möchten wir dieses Dritte vorläufig Nichtarbeit nennen. Nichtarbeit ist nicht Arbeitslosigkeit und nicht unbedingt nicht Arbeit. Nichtarbeit und Nichtmännlichkeit sind beides Begriffe, die versuchen, aus dem klassifikatorischen Dilemma der Exklusions/Inklusions-Logik herauszutreten, um sich dem zuzuwenden, was niemals ex- oder inkludiert werden kann und den Kern unserer sozialen Erfahrung ausmacht: die praktische Relationalität des sozialen Lebens. Wir leben jedenfalls weder in der Arbeit noch in der Arbeitslosigkeit, vielmehr ist das in unserem Leben, was nicht Kompensation des Todes ist,¹⁴ Nicht-Arbeit. Wenn Arbeit also etwas zu vernichten sucht, dann ist es diese Nichtarbeit, als das, was nicht Arbeit werden kann und was deshalb abgearbeitet werden muss.

Werner Hamacher hat mit dem Begriff des Afformativen versucht etwas zu denken, das zugleich Ent- oder Aussetzung der Form, des performativen Aktes ist, ohne jedoch aufzuhören, in Beziehung dazu zu stehen: "Afformanz," so Hamacher, "ist' das selber formlose Ereignis der Formierung, dem alle Formen und alle performativen Akte ausgesetzt bleiben" (Hamacher 1994: 360) Diese Formlosigkeit ist das, was alle Akte verbindet, das, worin sie sich aufeinander beziehen, was sie hervorbringt und ihnen dennoch äußerlich bleiben muss: Das Afformative aktualisiert sich insofern nie, es bleibt immer virtuell und tritt in den Brüchen, den Paradoxien, den Unstimmigkeiten der Praxis hervor. Genau in diesem Sinne verstehen wir (mit Deleuze¹⁵) Relationalität. Hamacher hat das Afformative selbst auf

durchgängige Ungleichstellungen. Es sind komplexe Relationen, in denen sich, wie im Anschluss an Robert Castel [...] gesagt werden kann, die ökonomische Ungleichheits- und die bürgerliche Gleichheitsordnung geltend machen und zwar, so darf ergänzt werden, in der Art und Weise, wie sie historisch durch das Geschlechterverhältnis geprägt sind und sich, umgekehrt, auf dessen Organisation niedergeschlagen haben und niederschlagen." (Aulenbacher 2007: 7)

¹⁴ Hier liegt wohl die Grenze von Bourdieus Relationalitätsbegriff: im Grunde ist sein Soziales letztlich die Kehrseite des Todes, man könnte auch sagen: Männliche Herrschaft. "Der Mensch ist und weiß sich sterblich, dies zu denken ist ihm aber unerträglich oder unmöglich, und da er dem Tod verfallen ist [...], ist er ein Sein ohne Daseinsberechtigung, besessen von dem Bedürfnis nach Rechtfertigung, Legitimierung, Anerkennung." (Bourdieu 2001: 308)

¹⁵ "Wäre das Ganze zu definieren, dann durch die *Relation*. Denn die Relation ist keine Eigenschaft der Objekte,

den Arbeitsbegriff bezogen und ist dabei auf den Freudschen Begriff des Durcharbeitens zurückgekommen. ‚Durcharbeiten‘ findet im Spannungsfeld von Übertragung und Gegenübertragung statt, ist also ein durch und durch relationaler Begriff. Durcharbeiten, so könnte man wohl sagen, ist eintreten in die Relationalität, eintreten in das, was nicht integriert ist, was keine Gestalt hat, was nicht bestimmt ist. "Durcharbeiten", schreibt Hamacher, "hat nur dann eine Chance, wenn das Arbeiten selbst durchgearbeitet und auf etwas geöffnet wird, was nicht Arbeit ist, aber niemals ruhende Gestalt, Staat oder Statue und niemals reine Performanz oder reine Figur. Unter anderen Bedingungen als denen [...] der Afformation und Affiguration gibt es keine andere Zukunft." (Hamacher 2002: 180)

Der britische Psychoanalytiker D.W. Winnicott hat diesen virtuellen relationalen Raum ‚Potential Space‘ genannt. Der Potential Space ist bei Winnicott ein Raum des Übergangs, des Zwischen, zwischen Menschen, zwischen Innen und Außen, zwischen Ich und Nicht-Ich, zwischen Subjekt und Objekt, der aber diesen Oppositionen, dessen Zwischen er ist, ja als Ereignis der Raumwerdung noch dem Raum selbst vorausgeht. Im Zentrum des Potential Space steht nicht die Arbeit, sondern das Spiel. Er ist ein Raum, in dem gespielt wird, der im Spielen überhaupt erst entsteht, ein Spielraum. Spielen ist vielleicht die reinste beobachtbare Form von Nichtarbeit. Im Spielen gehen wir ein irgendwie anderes Verhältnis zu den Dingen ein als in der Arbeit: wir verändern sie und lassen uns von ihnen verändern, wir treten also in Beziehung zu ihnen. Während Arbeit sich durch einen Zweck definiert, auch wenn es sich dabei um Geld oder gesellschaftliche Anerkennung handelt, ist der im Spiel kaum anzugeben: Zweck des Spiels ist das spielen, das sich verlieren in der Beziehung zu den Dingen. Hamacher bestimmt das Afformative auf genau diese Weise: die Mittel lösen sich darin von den Zwecken, werden zu reinen Mitteln, einer reinen Mittelbarkeit (siehe auch Benjamin 1988: 54 und Agamben 2001: 60). Insofern ist das Afformative wie ein Innehalten im Übergang zum Akt, ein Stocken, ein Zaudern (Vogl), ein Verharren in einem Moment der Unentschiedenheit, der Unbestimmtheit, der Offenheit, ein Handeln, das im Nichthandeln besteht, im Nichthervorbringen. Das kann sowohl bei der Arbeit als auch in der Arbeitslosigkeit geschehen: der Potential Space ist kein Raum der aus- oder einschließt, sondern ein Platz zum Spielen. Spielen heißt allerdings, mit der Arbeit aufzuhören und in die Relationalität einzutreten.

sondern deren Bestimmungen gegenüber stets äußerlich. So ist sie auch, in ihrer geistigen und mentalen Existenz, vom Offenen nicht zu trennen. Die Relationen gehören nicht zu den Objekten, sondern zum Ganzen, sofern man es nicht mit einer geschlossenen Gesamtheit von Objekten verwechselt." (Deleuze 1997: 24)

Die Unschärferelation der Praxis, von der Bourdieu spricht, meint wahrscheinlich genau dieses affirmative Moment, ist aber wohl immer noch viel zu sehr von der gelingenden Performanz her gedacht. Allerdings ist auch bei Bourdieu die Unschärfe, die Nichtübereinstimmung von Klassifikation und sozialer Welt, also die Offenheit für die Kontingenz und Widersprüchlichkeit der sozialen Erfahrung, der eigentliche Kern der Praxis, nicht die binäre Reinheit der klassifikatorischen Ordnung (bspw. der männlichen Herrschaft).

Die 1-Euro JobberInnen, die wir im ländlichen Raum Brandenburgs untersucht haben stecken bis zum Hals in den Paradoxien des Arbeitsbegriffs und der gesellschaftlichen Institution Erwerbsarbeit. Es gibt keine Arbeit, deswegen werden Sie zur Arbeit gezwungen. Sie sollen nicht herumsitzen und nutzlos ihre Zeit vergeuden und der Gesellschaft auf der Tasche liegen, deshalb lässt man sie in gesellschaftlich sanktionierten Zusammenhängen nichts tun und gibt ihnen dafür einen Euro. Man kann sich leicht vorstellen, wie viel Unschärfe nötig ist, um diese Paradoxien in eine einigermaßen kohärente praktische Lebensführung zu integrieren. Und man kann in unseren Gruppenwerkstätten erkennen, zu welchem praktischen Wissen über diese Zusammenhänge das führen kann. Das Steckenbleiben in diesen Paradoxien ist sicherlich ein affirmatives Moment, das die Geltung der Arbeit auch dann noch aussetzt, wenn das Normalarbeitsverhältnis beschworen wird, um es den eigenen Erfahrungen entgegenzuhalten.

Im Kern der Arbeit geht es – wenn man Hamacher folgt – um Nichtarbeit, gerade auch um die Vernichtung von Nichtarbeit. Das Nichtmännliche lässt sich sicher auch als ein solcher affirmativer Moment denken, als Relationalität, die die Ordnung der Geschlechter, also die klassifikatorische Ordnung der männlichen Herrschaft ständig unterläuft: eben das ‚Undoing Gender‘, von dem Judith Butler spricht. Geht es bei Männlichkeit um die Vernichtung dieses ‚Undoing‘, dieses affirmativen Moments, dieser Nichtmännlichkeit? Was wäre aber dann das Weibliche? Sicher nicht das Arbeitslose, es kann nicht ohne Arbeit sein, weil es als binäres Gegenüber der männlichen Arbeit gewissermaßen ‚nicht arbeiten kann‘. Insofern trägt das weibliche innerhalb der klassifikatorischen Ordnung das Affirmative, das Relationale – schließt es aber gleichzeitig aus, indem es einen Ort innerhalb der klassifikatorischen Ordnung der männlichen Herrschaft zuweist. Das Problem ist, dass die Konzipierung des Weiblichen zumeist eine binäre oder zumindest polare Struktur etabliert und insofern immer Bestätigung des Männlichen bleibt, so wie die Arbeitslosigkeit

Bestätigung der Arbeit ist (in der klassifikatorischen Logik, nicht in der Praxis!). Wenn man aber die Perspektive dreht und innehält, also nicht gleich vom Männlichen zum Weiblichen übergeht, sondern beim Nichtmännlichen verharret, dann erscheint vielleicht das, worum es sowohl bei dem Weiblichen als auch bei dem Männlichen geht: eben um das, was nicht Form und nicht Gestalt, nicht männlich und nicht weiblich werden kann, das aber ermöglicht, dass es eine Autonomie des Objekts, dass es Begegnung, Überraschung, sexuelle Differenz, Geschlechterdifferenz – dass es Zukunft geben kann. Kann man vielleicht sagen, dass sich erst in der Nichtmännlichkeit sexuelle Differenz öffnet, so wie Nichtarbeit sowohl Voraussetzung dafür ist als auch voraussetzt, dass es Relationalität gibt?

Wir möchten gerne mit einem Zitat schließen, das eben nicht aus einer unserer Gruppenwerkstätten stammt, sondern aus der "Zeit" und das sehr schön deutlich macht, welcher Praxis sich Nichtmännlichkeit und Nichtarbeit widersetzen:

"Wie ein Bergwanderer" auf dem Weg zum Gipfel, [...] "sind wir derzeit auf einer Art Hochplateau" angekommen. Die Versuchung, sich auszuruhen, [ist] groß. "Und so gibt es viele, die sich zurücklehnen wollen und die Augen verschließen vor den drohenden Turbulenzen auf den Finanzmärkten, vor der wachsenden Konkurrenz in vielen Schwellenländern." Bergwanderer aber müß[...]en dieser Versuchung widerstehen, sie müß[...]en sich fest auf das Ziel konzentrieren. Und das Ziel heiß[...] "Vollbeschäftigung". Sie [ist] möglich. "Durch Linie halten." (Die Zeit vom 19.06.08)

Diesen einsamen Bergwanderer, diesen männlichen Helden der Arbeit sollten wir ziehen lassen.

Literatur

Agamben, Giorgio (2001): *Noten zur Geste*; in: Ders., *Mittel ohne Zweck*; Berlin; S. 53–64

Aulenbacher, Brigitte (2007) Die soziale Frage neu gestellt – Anmerkungen aus der Perspektive der Geschlechterforschung (Kommentar zu Robert Castel auf der Konferenz „Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts – Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung“ am 3./4.5.2007 an der Friedrich-Schiller-Universität Jena)

Benjamin, Walter (1988): *Kritik der Gewalt*; in: Ders., *Angelus Novus*; Frankfurt a. M.; S.

- Bourdieu, Pierre (1998): *Prekarität ist überall*; in: Ders., *Gegenfeuer. Wortmeldungen im Dienste des Widerstands gegen die neoliberale Invasion*; Konstanz; S. 96–102
- Bourdieu, Pierre (2001): *Meditationen. Zur Kritik der scholastischen Vernunft*; Frankfurt a. M.
- Bourdieu, Pierre (2006): *Die männliche Herrschaft*; Frankfurt a. M.
- Bude, Heinz; Willisch, Andreas (2008): *Die Debatte über die "Überflüssigen". Einleitung*; in: Ders., *Exklusion. Die Debatte über die "Überflüssigen"*; Frankfurt a. M.; S. 9–30
- Butler, Judith (2007): *Kritik der ethischen Gewalt. Adorno-Vorlesung 2002*; Frankfurt a. M.
- Butler, Judith (2009): *Die Macht der Geschlechternormen*; Frankfurt a. M.
- Connell, R. W. (2006): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*; Wiesbaden
- Connell; R. W.; Messerschmidt, James W. (2005): *Hegemonic Masculinity. Rethinking the Concept*; in: *Gender and Society* Vol.19 No.6, December 2005; S. 829–858
- Connell, R. W. (1987): *Gender and Power. Society, the Person and Sexual Politics*; Cambridge
- Deleuze, Gilles (1997): *Das Bewegungsbild – Kino 1*; Frankfurt a.M.
- Hamacher, Werner (1994): *Affirmativ, Streik*; in: Christian L.Hart Nibbrig (Hrsg.): *Was heißt Darstellen?*; Frankfurt a. M.; S. 340–371
- Hamacher, Werner (2002): *Arbeiten Durcharbeiten*; in: Dirk Baecker (Hrsg.): *Archäologie der Arbeit*; Berlin; S. 155–202
- Irigaray, Luce (1991): *Ethik der sexuellen Differenz*; Frankfurt a. M.
- Moebius, Stephan (2008): *Handlung und Praxis: Konturen einer poststrukturalistischen Praxistheorie*; in: Ders.; Reckwitz, Andreas (Hrsg.): *Poststrukturalistische Sozialwissenschaft*; Frankfurt a. M., S. 58–74
- Meuser, Michael (2006a): *Geschlecht und Männlichkeit. Soziologische Theorie und kulturelle Deutungsmuster*; Wiesbaden
- Meuser, Michael (2006b): *Hegemoniale Männlichkeit – Überlegungen zur Leitkategorie der Men's Studies*; in: Brigitte Aulenbacher; Mechthild Bereswill; Martina Löw; Michael Meuser; Gabriele Mordt; Reinhild Schäfer; Sylka Scholz (Hrsg.): *FrauenMännerGeschlechterforschung. State of the Art*; Münster; S. 160–174
- Scholz, Sylka (2004): *Männlichkeit erzählen. Lebensgeschichtliche Identitätskonstruktionen ostdeutscher Männer*; Münster
- Vogl, Joseph (2007): *Über das Zaudern*; Berlin/Zürich